

**Medizin der Person
Prag, 23. – 26. Juli 2003**

Wie sieht die Freiheit aus?

**Prof. Jan Sokol
Fakultät für Humanitätsstudien, Karlsuniversität Prag**

Wer über das menschliche Entscheiden nachdenken will, muß voraussetzen, daß es tatsächlich irgendwelches gibt – das heißt, daß der Mensch frei ist. Nicht ohne Einschränkungen, selbstverständlich, aber trotzdem genug, um sich entscheiden zu können. Aber dadurch sind wir noch nicht weit geraten: worin besteht diese berühmte Freiheit, über die wir verfügen? Die Frage, was die Freiheit „ist“, haben die meisten Philosophen schon aufgegeben, aber auch über das, worin sie besteht, kann man ohne Ende diskutieren. Es gibt hier doch noch eine Möglichkeit: warum versuchen wir nicht, unsere Erfahrung in der Debatte gültig zu machen? Unsere Erfahrungen, falls wir gut achtgeben, daß wir sie genau erfassen, sind nicht so weit voneinander. Im täglichen Leben können wir uns ganz gut darüber einigen. Wäre es also nicht wert, näher zu betrachten, wie unsere eigene Erfahrung der „Freiheit“ eigentlich aussieht? Wann erfahren wir sie, wann wissen wir nicht davon – und wann wissen wir umgekehrt ganz genau, daß sie uns gerade fehlt?

Wir gehen von einer einfachen Hypothese aus, daß auch Freiheiten unterschiedlich sind, daß auch die Freiheit „unterschiedlich ausgesagt wird“ (wenn wir auf diese Weise Aristoteles paraphrasieren dürfen), und wir werden bestrebt sein, drei unterschiedliche Erfahrungen der Freiheit zu zeigen, so wie sie jeder von uns mehrmals erfahren haben wird. Wenn es uns gelingt, solche charakteristischen Erfahrungen passend zu erfassen, könnten wir auch einsehen, wie die Freiheit eigentlich aussieht, und es wird wohl auch dabei sichtbar, wie der Raum (oder Räume) aussieht, innerhalb dessen wir uns entscheiden. Das, woran wir uns darin *orientieren*, Sitten, Moralität und Ethik, können in diesem kurzen Referat nur kurz erwähnt werden.

Wie mit vielen anderen Dingen merkt man die Freiheit erst in dem Augenblick, wo man das Gefühl hat, daß sie ihm fehlt. Das ist gewöhnlich in der Pubertät, wenn der junge Mensch früh nach Hause zurückkehren und seinen Eltern erklären muß, wo er so lange gewesen war. Die erste Vorstellung von der Freiheit ist also relativ einfach: eigene Wohnungsschlüssel zu haben. Das wäre es. Mit dieser Vorstellung begnügt sich der junge Mensch erstaunlicherweise sehr lange. Es sind nicht nur die Eltern und die Schlüssel, was ihn beschränkt. Es ist auch Schule, Erziehung, Ermahnungen und allerlei gesellschaftliche Gewohnheiten: Kleider, Frisuren, Sprache und Begrüßungen, Musik und Tanz – kurz all das, wodurch die Menschen in einer Gesellschaft tagtäglich einander wissen lassen, daß sie zu dieser Gesellschaft mitgehören. Der junge Mensch hält sie in einem bestimmten Alter für lauter Beschränkungen, und deshalb etwas, was er loswerden möchte. Oder er möchte wenigstens versuchen, wie ernst es seine Gesellschaft damit meint.

Durch diese Phase der „pubertären Freiheit“ passiert wohl jeder, und jeder wird auch durch diese Erfahrung stark beeinflusst. Erstaunlich viele Leute genügen sich damit ihr Leben lang, und auch viele Gelehrte und Philosophen setzten sich dafür ein. Die Freiheit als Abwesenheit von Zwang, als *Beseitigung äußerer Hindernisse* meines Entscheidens und Handelns findet man auch bei vielen Denkern, die sich mit der Freiheit befaßt haben oder noch befassen. Als „Zustand, in dem man ohne Zwang ist; Unabhängigkeit oder Herausholung aus Unterwerfung; Beseitigung äußerer Hindernisse“ wird die Freiheit oft in enzyklopädischen Wörterbüchern definiert. An Denkmälern der Freiheit wird sie immer durch zerrissene Bande und Ketten symbolisiert. Die Tatsache, daß diese Idee für die jungen Leute attraktiv ist, wird am besten durch die Werbung nachgewiesen. Denn ihre Erfinder wissen mehr über die wirkliche Psychologie deren „Zielgruppe“ als all die akademischen Experten zusammen. Man braucht nur zu schauen und lesen: „Binde dich nicht an! Binde dich los!“, „Koste einen Schluck von Freiheit!“ In Reklametafeln kann die Idee von tanzenden Jungs und Mädchen in unglaublichen Positionen dargestellt werden – oder wohl von einem sonnengebräunten Cowboy mit einem Lasso um den Hals, der gerade auf einem Fels inmitten der arizonischen Wüste eine Rast macht: keine Eltern noch Lehrer, der ihn tadeln würde, Leere, Raum überall. In einem Wort – Freiheit.

Es hat also keinen Sinn zu zweifeln, daß die Erfahrung der Beseitigung von Hemmnissen oder Zwang eine wirkliche Erfahrung der Freiheit ist. Der Mensch, der sie erfährt, wird sie natürlich steigern und von solcher Freiheit mehr und mehr haben wollen. Er wird also nach mehr und mehr „Banden“ suchen, die er entfernen könnte. Aber auch wenn er alle Bande loswird, eines wird ihm doch übrig: die Gravitation, die ihn zur Erde bindet. Die konnten bis jetzt nur Astronauten loswerden, die so frei durch den kosmischen Raum schweben. Sind sie dadurch auch freier? Kaum. Die Freiheit eines Astronauten, ähnlich wie die eines Cowboys in der Wüste, hat nämlich einen Makel. Der eine so wie der andere können sich zwar wirklich bewegen, wohin sie wollen, es ist ihnen aber zu nichts gut: es ist überall gleich. Wohin sie sich auch bewegen mögen, ist die gleiche Einöde und Leere überall, nirgendwo gibt es etwas. Hierdurch führt der Weg also nicht.

Eine zweite, ein bißchen komplexere Gestalt der Freiheit ist bemüht, diese Beschränkung zu meiden: die Freiheit bedeute die *Wahlmöglichkeit*. Die Wahl zwischen Möglichkeiten, die unterschiedlich sind, zwischen denen es einen Unterschied gibt. Auch diese Erfahrung kennen wir alle, weil sie in einer fast vollkommenen Form durch ein Warenhaus oder auch einen gewöhnlichen Selbstbedienungsladen dargestellt wird. Eine Unmenge von verschiedenen Sachen und alle in der Reichweite. Man braucht nur auszuwählen, sie zu betasten – und sie gehören einem sofort. Auch der Selbstbedienungsladen ist eine psychologisch vollkommene Erfindung. Nebenbei gesagt, sie wurde von einem tschechischen Landsmann erfunden, der merkte, daß der Ladentisch und der Verkäufer unangenehme Hindernisse sind für die Immigranten in Amerika, die schlecht Englisch konnten. So hat er sie entfernt und einen großen Erfolg gehabt. Dieselbe Erfahrung der Freiheit in einem großen Warenhaus war wohl auch das wirksamste Argument zugunsten des westlichen „Kapitalismus“ gegen die kommunistischen Gesellschaften. Die Menschen, die sie im Westen erlebt hatten, waren fest entschlossen, daß sie sie auch in der Heimat haben wollten. Und sie hatten so eine dunkle Ahnung, daß die Wahlmöglichkeit in einem Warenhaus irgendwie mit der Wahlmöglichkeit bei den Wahlen zusammenhängt. Vielleicht hatten sie recht.

Auch die Erfahrung der Freiheit als Auswahl und Wahl will man aber steigern, und so werden die Selbstbedienungsläden immer größer und größer. Den Supermarkets sind Hypermarkets gefolgt, wo die Verkäufer schon Roller fahren müssen. Und trotzdem passiert es, daß man dort Schuhe kaufen will und mit leeren Händen nach Hause zurückkommt. „Dort gab’s nichts.“ Das ist jedoch klarer Unsinn, es gab dort hunderte davon. Aber ein Paar hatte schlechte Sohlen, ein zweites hatte eine schlechte Farbe, ein drittes war zu eng und ein viertes zu teuer. Man gewöhnt sich auch an den größten Hypermarket, und alles kommt ihm dort gleich vor. Deshalb muß man die Waren dort ab und zu umstellen. Auch vor den Wahlen hat man tatsächlich ziemlich oft das Gefühl, daß unter den Wahlzetteln einer fehlt: derjenige, den man wählen möchte.

Nicht einmal die Freiheit als Wahl unter gegebenen Möglichkeiten kann also unbeschränkt gesteigert werden, vielleicht eben deshalb, weil man unter gegebenen, von anderen Menschen vorbereiteten Möglichkeiten wählen muß. Kann das irgendwie vermieden werden? Könnte man die Möglichkeiten nicht selber vorbereiten? Mit den Schuhen könnte er es kaum schaffen, aber es gibt andere Gelegenheiten, wo wir alle es kennen. Eine davon ist das *Spiel*. Das Spiel ist ein sehr seltsames Phänomen, das wir näher untersuchen müssen. Es zeichnet sich dadurch aus, daß daraus nichts wird, daß es nirgendwo hinführt und niemand daraus Gewinn hat. Moralisten haben immer davor gewarnt und es für Zeitverschwendung gehalten, aber die normalen Menschen haben ihnen merkwürdigerweise nie gehorcht, und sie haben leidenschaftlich gespielt. Sowohl Kinder als auch Erwachsene. Nicht einmal die schlimmsten Diktatoren haben es gewagt, ihnen diese Unterhaltung wegzunehmen. Umgekehrt wußten sie, daß es neben Brot das einzige ist, was das Volk unbedingt nötig hat, damit im Land Frieden herrscht. Es ist doch auf den ersten Blick schwierig, etwas Gemeinsames zu finden, was Kinderspiel, Schauspiel, Spiel auf einem Musikinstrument, Sport und sogar Kartenspiel und Hasardspiel verbindet. Versuchen wir es durch einen Umweg: was ist das Gegenteil des Spiels? Was ist kein Spiel?

„Dieses ist kein Spiel, hier geht es um das Leben.“ Im Leben geht es wirklich um etwas, manchmal sogar um das Leben, aber geht es im Spiel um nichts? Das kann nur einem so scheinen, der nie ein Spiel gespielt hat. Ein Spieler, der das Spiel nicht mit vollem Einsatz und Ernst nimmt, verdirbt es nur, und ein Spiel „nur so“ ist kein Spiel mehr. Und trotzdem besteht hier ein Unterschied. Ein Schauspieler, der auf der Bühne stirbt, kann morgen ohne Problem erneut sterben. Ein Mensch, der im Schach verloren hat, wird nicht wie ein unerfolgreicher Truppenführer hingerichtet werden, sondern er wechselt einfach die Farben und fängt eine neue Partie an.

Spiel ist kein „Leben“ und Leben ist wahrscheinlich auch kein Spiel, wie die Romantiker behauptet haben. Aber die beiden hängen gewiß irgendwie zusammen. Schauspiele sind aus religiösen Mysterienspielen entstanden, und die haben ihrerseits die tiefsten Geheimnisse des Lebens und der Welt vor Augen geführt. Das Spiel wird also wohl eben dadurch zu einem Spiel, daß es auf gewisse Weise das wirkliche Leben vorspielt, daß es ein gewisses Modell des Lebens und der Welt ist. Auch das Musikspiel bildet eine gewisse eigene „Welt“, in welche die Spieler und die Zuhörer für eine Weile treten, damit sie die normale Welt da draußen loswerden. Vom Theater oder Sport ganz zu schweigen.

Jedes Spiel ist streng im Raum und in der Zeit begrenzt, und das in der Regel schon im voraus. Diese begrenzten Raum und Zeit sind irgendwie getrennt von der übrigen Welt: durch die weiße Linie oder den Vorhang, durch die Pfeife oder den Gong. Zwischen „der Welt“ des Spiels und der übrigen Welt gibt es zwar viele Ähnlichkeiten, doch keine unmittelbaren Bindungen: eine Verkäuferin kann eine Königin und der Präsident einen Bierfaßroller in einer Brauerei spielen. Wenn sie das Spielen beenden, werden sie wieder das sein, was sie zuvor waren. Im alten Griechenland haben Schauspieler Masken vor dem Gesicht getragen, damit niemand sie für Menschen hält, und auch heute ziehen sich Tennis- und Schauspieler um, damit sie nicht „die Zivilkleidung“ anhaben. Erst das Fernsehen, das den Schauspielern ganz nahe ins Gesicht sieht, hat diese wichtige Distanz gestört, so daß der Schauspieler aus einer Fernsehserie auch in der Straße für uns ein „Doktor“ oder ein „Vorsitzender“ ist. Wenn man im Tennis oder im Schach über seinen Chef siegt, bedeutet das überhaupt nicht, daß man ihm morgen nicht gehorchen müßte: auch das Ergebnis des Spiels gilt nur in seiner Welt und wird nicht nach draußen herausgetragen.

So sondert sich das Spiel aus der übrigen Welt aus und steht ihr wie ein Spiegel entgegen. Wozu dient das? Was sehen wir in dem Spiegel? Schon an dem, wodurch sich das Spiel vom Leben unterscheidet, kann man gut sehen, wie wir als Menschen unser Leben werten, was unser Anliegen ist und was wir anders haben möchten. Die räumliche und zeitliche Abtrennung hebt hervor, daß hier alles anders sein kann: kein Verwechseln von Spiel und Leben! Dazwischen gibt es keinen Übergang. Verbindlichkeiten und Pflichten aus der Welt des Spiels gelten nicht außer ihr und umgekehrt. Positionen und Rechte sind unübertragbar. Sie haben nichts miteinander zu tun. Die des Spiels bedeuten nichts im „Leben“ und die „wirklichen“ sind nichts im Spiel. Das heißt: bist du im Spiel, hab keine Angst, frei zu sein. Hab keine Angst zu versuchen, was du kannst. Wirst du im Spiel reich oder arm, wird das keine dauerhafte Folgen haben.

Jeder Typ des Spiels betont einige Aspekte des Lebens, er gibt den Teilnehmern und den jeweiligen Zuschauern oder Zuhörern eine Gelegenheit, sich darin zu üben, und das ohne Angst vor den Folgen und darüber hinaus unter passend idealisierten Bedingungen. Zeigen wir es uns an einem Beispiel, das jeder kennt: an den Wettkampfspiele wie Fußball, Tennis oder Schach. Sie alle „modellieren“ ganz deutlich den Kampf in der einfachsten Form, einer gegen den anderen oder die gelben gegen die blauen. Der Vorteil des Spiels ist in diesem Fall klar: aus einem wirklichen Kampf kommt man selten mit ganzem und gesundem Leib heraus. In dem Spiel, das Kampf sein soll, muß man natürlich mit Leib und Seele kämpfen, vom ersten Gong bis zum letzten, aber wenn das Spiel zu Ende ist, ist nichts passiert. Deshalb können sich „Kampfspiele“ einen großen Luxus leisten, nämlich Regeln. In einem wirklichen Kampf sähen all die Teilnehmer sie auch ganz gern, aber wer würde sie einhalten, ob er siegt oder verliert? Im Spiel geht es nicht um das Leben, und deshalb können Regeln gelten, und es gibt sogar einen unparteiischen Richter, der darauf aufpaßt und immer recht hat.

Die Anwesenheit von Regeln und Richter unterscheidet also deutlich das Spiel vom wirklichen Leben. Die Möglichkeiten sind viel beschränkter und deshalb übersichtlicher: so zum Beispiel im Schach gibt es eine endliche (obwohl sehr große) Anzahl davon. Ein oberflächlicher Beobachter dürfte denken, daß solche Beschränkung auch die schöpferische Kraft beschränkt,

aber das Gegenteil stimmt: die menschliche Kreativität wird durch nichts so angespornt wie durch gute Beschränkungen. Eben deshalb haben Versuche mit einem größeren Schachbrett zu nichts geführt; in der Musik spielt das Tonsystem oder die Wahl möglicher Instrumente eine ähnliche Rolle, und auch hier hat so etwas wie die atonale Musik keine neue Epoche gebracht, sondern eher einen Verlust der Übersichtlichkeit. Die Anwesenheit von Regeln und Richter betont weiter eine kompromißlose Mühe um Gerechtigkeit – ein weiterer Unterschied von der wirklichen Welt. Unter den vereinfachten Bedingungen der Regeln ist nämlich eine gewisse Gerechtigkeit möglich, und es ist interessant, wie wesentlich sie für das Spiel ist.

Verschiedene Spiele drücken auch unterschiedliche Auffassungen der Gerechtigkeit aus. So im Tennis verliert der das Spiel verlierende Spieler auch all seine erfolgreichen Bälle, die von nun an nicht weiter gerechnet werden, und aus dem Gesichtspunkt des weiteren Spiels ist es vollkommen egal, ob er eng oder „mit Null“ verloren hat. Dasselbe gilt auch für die Rechnung der Spiele und Sätze. Solche Auffassung der „Gerechtigkeit“ könnte kein Rationalist anerkennen, denn sie ist offenbar ungerecht: es kann passieren, daß der Sieger ein Mensch ist, der die meisten Bälle verloren hat. Aber dafür bleibt das Spiel spannend – in jedem Spiel geht es um alles. Diese Auffassung ist auch sehr realistisch, und sie lehrt die Spieler etwas, was im wirklichen Leben fast eine Regel ist. Und sie ist auch der Auffassung der „Gerechtigkeit“ im britischen Mehrheitswahlssystem nahe, was kein Zufall sein dürfte.

Einer von den Spielern fängt immer an, und der andere antwortet. Der regelmäßige Wechsel ist am auffälligsten zum Beispiel im Schach oder im Whist, aber es gibt ihn auch im Tennis und in weiteren Spielen. Dadurch zeigt das Spiel etwas vor, was für jedes menschliche Handeln typisch ist – etwas, was man „bestimmte Freiheit“ nennen könnte. Der Tennisspieler, der aufschlägt, hat eine volle Wahl seines Schlages, während sein Gegner schon einen Ball bekommt, den er nicht selber gewählt hat, und er muß damit etwas machen. Wenn es ihm gelingt, hat er seinerseits eine gewisse Wahl, wohin er den Ball plaziert, welche Rotation er ihm verleiht usw. Ähnlich beginnt der Weiße im Schach durch die Wahl des Anfangs, aber danach wird das Spiel in jedem weiteren Zug von dem Schwarzen mitbestimmt. Jeder von den Spielern hat sein Gesamtplan und -strategie, und die stoßen unaufhörlich auf dem Schachbrett aufeinander, so daß der aktive Plan des einen ein Hindernis für den anderen ist, das er überwinden muß, und umgekehrt. Jeder von den beiden sieht also das Spiel als einen unaufhörlichen Wechsel von Augenblicken der *Wahl* – die innerhalb der gegebenen Möglichkeiten stattfindet und immer vom Gegner beschränkt ist – und von Augenblicken der *Antwort* auf den Plan, der dem eigenen Plan entgegensteht und allmählich in den Zügen des Gegners zum Vorschein kommt.

Nur der erste Zug des Weißen ist vollkommen „frei“, all die anderen sind schon zum Teil gezwungen durch die Züge des Gegners. Der Anfang bietet also dem Spieler einen gewissen Vorteil – der zum Beispiel im Tennis auffällig ist (der Aufschlag), wo die Regeln des Aufschlags eben deshalb besonders einschränkend sind. Dieser Vorteil wird dann durch die Regeln ausgeglichen, so daß die Spieler wechselweise oder gegebenenfalls noch dazu „in Rotation“ anfangen wie im Volleyball usw. Wir haben über das Aufeinanderprallen der Freiheiten geredet und auch darüber, wie man seine eigene Freiheit gegen die des anderen durchzusetzen oder sie zu „übertreffen“ verlangt. Eben diese Seite des Konflikts und des Kampfes wird von den Wettkampfspielen ausgedrückt, und ihre Beliebtheit zeugt davon, daß

es ihnen gelingt. Unter Benutzung der vorteilhaften Umstände des Spiels als solches, das heißt in einer gerechten Umgebung und ohne dauerhafte Folgen, können Menschen auf diese Weise immer einen der Grundzüge ihrer Existenz erleben und üben, nämlich den Konflikt von Freiheiten, die aufeinanderprallen und sich gegenseitig beschränken, aber auch zu einer besseren Leistung antreiben. Das ist oft das eigentliche Anliegen der Spieler, eher als der Sieg: wer „ein gutes Spiel spielen“ will, wird einen ausgewogenen Gegner auswählen, keinen Anfänger oder ungeschickten Spieler, den er leicht besiegen könnte. Wer siegen will, muß natürlich etwas können, aber er muß darüber hinaus noch Glück haben: diesen wichtigen Aspekt betonen die Hasardspiele, wo man nicht gegen einen anderen spielt, sondern gegen den „Zufall“ oder das „Schicksal“.

Auf drei charakteristischen, uns allen gut bekannten Erfahrungen haben wir uns drei typische Formen der Freiheit gezeigt:

- Freiheit als Abwesenheit von Hindernissen
- Freiheit als Wahlmöglichkeit und
- Spiel als Begegnung und Konflikt zweier Freiheiten, die sich gegenseitig ihre Möglichkeiten schaffen und bieten.

Wir haben uns gezeigt, worin die ersten zwei beschränkt sind, weil sie sich erschöpfen und man sie früher oder später satt wird; merken Sie, daß es nur in der ersten Form scheinen kann, daß die Regeln dasselbe sind wie die Hindernisse. Je nach dem, wie man die Freiheit versteht, wird man sie auch pflegen wollen. Nach der ersten Form wird er Bande und Hindernisse beseitigen, nach der zweiten die Wahlmöglichkeiten erweitern wollen. Aber nur nach der dritten wird er den wesentlichen Unterschied zwischen den Hindernissen und den Regeln verstehen: ohne Regeln kann man nicht spielen. Je besser die Regeln und je besser der Richter, desto besser wird auch das Spiel sein. Ohne Regeln würde das Spiel sofort degenerieren: stellen Sie sich zum Beispiel Fußball ohne die Abseits-Regel vor. In diesem Sinne ist die wirkliche menschliche Freiheit immer „beschränkt“, weil sie notwendig Regeln braucht.

Der Zusammenhang zwischen dem Spiel und der freien Gesellschaft ist kein zufälliger und keine bloße Metapher. Gerade im Spiel hat man festgestellt, daß man sich bei guten und streng beobachteten Regeln weder zu töten noch zu lähmen braucht, daß alle ein gutes Spiel genießen können. Dank der gemeinsamen Erfahrung des gerechten oder „fairen“ Spiels hat man es schließlich gewagt, auch im harten Leben die Grundelemente des Spiels durchzusetzen: Regeln, unparteiische Richter und Bemühung um Gerechtigkeit. Dort, wo es um das Leben geht, ist das aber gar nicht einfach, und die Gesellschaft kann nur dann frei sein, wenn all ihre Mitglieder es verstehen und sich gemeinsam darum bemühen. Die Freiheit ist nie vollkommen und muß stets gepflegt werden. Jeder junge Mensch muß sie erneut spielen lernen. Es ist übrigens kein Zufall, daß die ursprünglich in der adeligen Erziehung vorzufindenden Spiele in die englischen Schulen eingeführt wurden und daß Basketball und Cricket auch im amerikanischen Schulwesen so wichtig sind. Sie sind nämlich eine praktische Form der Erziehung zur Freiheit, wenigstens in ihrer durch den Wettbewerbsgeist geprägten Form. Und da es sich um kollektive Spiele handelt, so lernen die Spieler hier auch zusammenzuarbeiten, wie es im menschlichen Leben immer gefordert wird.

Der durch Regeln bestimmte Raum der Freiheit ist leer. Die Tatsache, daß man trotzdem darin *Entscheidungen trifft* – und nicht anstatt dessen eine Münze wirft –, zeugt davon, daß er nicht beliebig ist. Erst hier findet das menschliche Handeln statt, Nietzsches „Freiheit nicht von etwas, sondern zu etwas“, die natürlich durch keine Regeln bestimmt werden kann. Wir orientieren uns hier an verschiedenen Interessen – von den ganz selbstsüchtigen und kurzsichtigen bis zu Aristoteles’ „Suche nach dem Besten“ oder „gutem Leben“. Auch dafür muß man heute viel wissen, eben in der Medizin, aber die Schwere der Entscheidung wird kein Wissen je von uns abnehmen. Aber darin liegt eben die menschliche Größe: die Größe eines endlichen Wesens, das sich frei entscheidet.